

(Nachdruck verboten.)

## 74) Der Mankswann.

Roman von Hall Caine. Autorisierte Uebersetzung.

Philipp lag auf der Folter. Zeuge von Petes schlichtem Kummer zu sein, zu hören, wie er seinem schuldigen Weibe vergab, und sich die innersten Gedanken seines Herzens anvertrauen zu lassen, wie ein Kind seinem Vater vertraut — war für ihn die grauenerregendste Qual. Mehr als einmal war er nahe daran, die Last von seiner Seele zu wälzen, alles zu bekennen und einzugestehen. Er bedachte jedoch, daß er kein Recht habe, das Geheimnis preiszugeben, welches ihm nicht allein angehörte. Auch die Furcht hielt ihn zurück. Er blickte in Petes Gesicht, das von so männlichem Kummer erfüllt war, und schauerte bei dem Gedanken zusammen, es von Wut entstellt zu sehen.

„Sehen Sie sich jetzt fest, meine Herren. Hier giebt's Arbeit für die Hosen,“ rief Krähe.

Sie waren auf der Höhe des steilen Abstiegs, der nach Daxey hinunter führt. Die weiße Stadt lag über die grünen Hügel des Glen verstreut, und das große Wasserrad stand tief unten in der dahinter gelegenen Vergßchlucht.

„Sie ist da! Dort drüben, da ist sie! Sie steht selbst an der Thür! Sie ist wieder auf. Sie erwartet die Kutsche,“ rief der Fischer und kletterte auf den Sitz.

„Nur gemacht!“ brummte Krähe.

„Aber, Herr Krähe, Sie werden doch nicht behaupten wollen, daß sie's nicht selbst ist, die dort mit dem Kleinen an der Thür steht — sie hat ihn in eine Decke gewickelt.“

Noch ehe die Kutsche die Brücke erreichte, war der Fischer herausgesprungen und hatte sein Fäßchen geschultert. Er rief „Guten Abend mitkommen!“ und verschwand in einem Gäßchen der Stadt.

Der Kutscher hielt an und stieg ab. Eine Menge Menschen umringten ihn. Es gab Pakete abzuliefern und in Empfang zu nehmen, und die Pferde mußten getränkt werden. Als die Postkutsche wieder abfahren sollte, war der Pächter mit seinen Hunden fort, doch hatte ein neuer Fahrgast im Innern Platz genommen. Es war ein Mädchen, ein munteres, junges Ding, mit hübschem Gesicht und lachenden, schwarzen Augen. Sie trug die schmutzige Landesstracht, hatte einen Hut mit scharlachrotem Mohr auf und eine große Brosche am Wieder. In der einen Hand hielt sie einen riesigen Strauß wohlriechender Nelken. Ihre Gefährtinnen waren gekommen, sie abfahren zu sehen, und die allgemeine Aufregung, das Klichern und Schwätzen wollte kein Ende nehmen.

„Hast Du den Beutel und die Pfeife vergessen, Emma?“

„Bewahre — ich werde doch nicht? Nein, da sind sie in meinem Rod.“

„Ihr kommt wohl um neun Uhr zusammen mit der Post zurück, nicht wahr?“

„Ja wohl, Lisa, wenn der Dampfer sich nicht verspätet.“

„Jetzt, ihr Damen, fort vom Kutschentritt! Ist nicht neben Ihnen im Stroh noch Platz für ein kleines Kalb, Miß? Sie fürchten sich? Pah! Es ist nur ein ganz kleines Kalb und die Reinlichkeit selbst — sein Atem duftet so süß wie Ihr eigener, Miß. So — da ist es schon, es wird ganz ruhig liegen, bis wir nach Douglas kommen. Alles bereit? Nun denn, vorwärts. Garte Arbeit zunächst, meine Herren. Machen Sie's den Pferden etwas leichter. Dank Ihnen! Dank Ihnen! Nicht Sie, Euer Gnaden — bleiben Sie nur ruhig sitzen, Deemster.“

### XXII.

Pete war abgestiegen, um den Berg hinauf zu Fuße zu gehen, Philipp machte Miene, ihm zu folgen, war dann aber froh, auf seinem Sitz bleiben zu können. Es erlöste ihn doch eine Weile von Petes Gesellschaft. Er hätte nun Zeit gehabt, sich noch einmal zu fragen, warum er eigentlich hier sei, wohin er wolle, und was er zu thun im Begriff stehe? Doch sein Hirn war wüst und leer. Nur ein Bild trat vor seine verdüsterte Seele. Es war das Begräbnis jener Verlassenen im Winkel der Kirchhofsmauer. Wenn er sich überhaupt eines Zweckes bewußt wurde, so war es der unbestimmte

Gedanke, zu diesem namenlosen Grabe zu gehen. Das schwebte ihm aber nur als letzte Auskunft vor. Er wartete und hoffte noch immer auf ein Rettungsmittel. Wenn es sich fand — wie wollte er Gott preisen! Fand es sich nicht, dann möge Gott sich seiner erbarmen und ihm verzeihen!

Inzwischen ging Pete hinter dem Wagen her und fing Brocken von einem Gespräch auf, welches der Kutscher mit dem Mädchen führte.

„Sie gehen wohl Ihrem Schatz entgegen, der wieder heimkommt, Miß; habe ich recht?“

„Ja, woher wissen Sie denn das, Herr Krähe?“

„Ist er weit weg in fremden Landen gewesen?“

„Ja, Herr. Nächsten Montag über acht Tage wird es neun Monate, daß er fort ging. In der Dienstagszeitung hieß es, er sei in Holyhead angekommen, und gestern ist er in Liverpool abgelohnt worden. Sehen Sie her — das sind seine Anfangsbuchstaben, J. W. Ich habe sie selbst auf den Beutel gestickt und ihm auch das Zeug zu einer Jacke gewirkt. Ob ich mit dem jungen Bergmann schon gethan habe, während Jimmy fort war? Das fragen Sie mich? — Was die Leute doch reden!“

„O, da ist ja nichts weiter dabei. Es thut mir nur leid, daß Sie nicht mehr als einen Bolzen auf der Armbrust haben, Miß. Unsrer jungen Seeleute sind nicht eben wählerisch, Meiner Seel' — sie bekommen ein Liebchen so leicht überdrüssig, wie das Schwein die Treber. Beständig? — Du liebe Zeit! Wenn so ein Bursch in der Fremde ist, händelt er mit dem ersten besten Mädchen an, das ihm in den Wurf kommt.“

Das Mädchen lachte und schüttelte tapfer den Kopf, aber die Thränen fingen doch an, ihr aus den Augen zu tröpfeln, und die Hand, die die Blumen hielt, zitterte.

„Hören Sie nicht auf den da, liebes Kind,“ sagte Pete.

„So ein alter Junggeselle ist voller Boffen. Ihr Liebster hält's kaum aus vor Sehnsucht, zu Ihnen nach Hause zu kommen. Verlassen Sie sich darauf! Der Dampfer fährt ihm viel zu langsam; er kletterte für sein Leben gern ins Tadelwerk, um das Toppiegel aufzuziehen.“

Auf der Spitze des Hügels stieg Pete wieder an Philipps Seite zurück und sagte: „Das Herz ist ein seltsames Ding. Es wechselt den Wind und die Flut, wie alles andre auch. Der Wind weht an einem Tage von verschiedenen Seiten her, und auch manches Herz ist veränderlich. Das ist wohl möglich. Man sollte es auch nicht zu streng beurteilen. Wenn ich's nur damals gewußt hätte. Sie war nicht viel mehr als ein Kind, als ich nach Kimberley ging — und dann — was war ich? Ich war doch nur ein ganz gewöhnlicher Mensch, nicht gerade für ihresgleichen gemacht, wenn Du Dir's recht überlegst. Hätte ich es nur geahnt als ich zurückkam. Ich war's im Stande gewesen, Phil. Ich hatte das Mädchen so lieb wie mein Leben — doch wenn ich's gewußt hätte. Und was ist die Liebe denn überhaupt wert, wenn sie nur an sich selbst denkt? Hätte ich geglaubt, daß sie zur Zeit, als ich heim kam, einen andern liebte, so würde ich sie ihm überlassen haben; ich weiß, ich hätte es über mich gebracht — ja, ich bin überzeugt, daß ich fähig gewesen wäre, es zu thun, so wahr mir Gott helfe, ich hätt's gekonnt.“

Philipp schmolz auf dieser Reise zusammen wie ein Stück Wachs. Pete sah, wie sein Gesicht verfiel, bis er mehr einem Gerippe als einem lebenden Menschen ähnlich sah. „Du mußt es Dir nicht so zu Herzen nehmen, Phil,“ sagte Pete. „Es wird ihr dort drüben schon leidlich ergehen. Sie wird schon bestehen können.“ Er wendete den Kopf nach der Seite, wo sich die Sonne gerade zum Untergang neigte, und murmelte dann voll ängstlicher Besorgnis, daß sie vielleicht doch nicht gut fahren würde, leise in seinen Bart: „Lieber Gott, sei ihrer armen verirrten Seele gnädig und vergieb ihr um Christi willen alle ihre Sünden!“

Ein ältlicher Herr bestieg in Onchan die Kutsche.

„Holla! Deemster,“ rief er. „Sie sehen ja so traurig aus wie eine alte durstige Krähe. Haha! Die alte Krähe ist immer durstig!“

Es war ein spaßhafter Herr, der wegen seiner hohen Abkunft auf der Insel viel galt.

„Der Kutscher Krähe fährt niemals heim, ohne ein- oder

zweimal vom Bock zu steigen, um den Mondschein von der Straße aufzulesen, hahaha!"

"Bewahre Ehrwürden — ich muß doch sehr bitten —" lachte Krähe.

Der Pfarrer beugte sich nun über den Kutscher weg und richtete die Pfeile seines Witzes gegen Philipp.

"Und was macht die junge Haushälterin, Deemster?"

Philipp fuhr sichtbar zusammen und gab eine unverständliche Antwort.

"Eine junge, hübsche Frau, wie man mir sagt; Sem-y-Bord hat, wie es scheint, einen guten Geschmack. Doch sehen sich Euer Gnaden nur vor — nehmen Sie sich in acht! Du sollst nicht begehren deines Nächsten Weib, noch seinen Ochsen oder Esel —"

Philipp lachte laut auf. Der unglückliche Mann saß wie auf Kohlen.

"Beachten Sie den Rat eines Mannes, der die Welt kennt, Deemster. Machen Sie sich nichts mit den Weibern zu schaffen. Wenn sie jung sind, sind sie Mädchen, mit denen sich's hübsch spielt, werden sie aber alt, so zeigen sie die Strallen."

Pete rückte so lange hin und her, bis die volle Breite seines Rückens es dem Pfarrer unmöglich machte, Philipps Gesicht zu sehen.

"Vor vierzehn Tagen hast Du gesagt?"

"Vor vierzehn Tagen," murmelte Philipp.

"Da werden schon Maßliebchen auf ihrem Grabe blühen," murmelte Pete leise.

Der Pfarrer hatte sich die Brille auf die Nase gesetzt. "Wer ist denn dieser Mensch, Krähe? Kapitän — was? Seiner Gnaden Vetter? Vetter? O natürlich, ja, ich erinnere mich — Thnwald — Ah! — hm —"

(Fortsetzung folgt.)

## Sonntagsplauderei.

Aus der Flut von Arbeiterstücken, die uns der Naturalismus und die aus ihm hervorgegangene Richtung bescheert hat, ragt dieses Drama als eine ganz vorzügliche, von starker Begabung zeugende Leistung rühmlich hervor. Eine Objektivität, eine sachliche Ruhe, ein Mangel falscher Sentimentalität und ein Vermeiden jeglicher Phrasen, wie wir es weder bei Hauptmann noch bei Björnson finden, zeichnet nach der stofflichen und kulturhistorischen Seite hin dieses Zeitstück aus, während der Aufbau sehr wirkungsvoll und geschickt, die Charakteristik der handelnden Personen vortrefflich und der Geist des Werkes volkstümlich und gesund ist.

Eine bekannte Dresdener Verlagsfirma kündigt ein „Zeitstück“: Streik mit diesen Worten an, und da es Zeitungen genug gibt, die solche Verlagsempfehlungen als redaktionelle Meinungen abdrucken wird man bald überall lesen, daß uns ein sozialer Dichter entstanden ist, der größer ist als der „Weber“-Poet und der Schöpfer von „Ueber unsre Kraft“ zusammen. Mühsie ich da nicht begierig sein und mich eiligt auf dieses Meisterwerk sozialer Kunst stürzen?

Die sozialdemokratische Arbeiterbewegung hat bisher keine dramatische Gestaltung gefunden. Wo immer bedeutende Dichter sich der sozialen Frage bemächtigten, niemals sind sie weit über die ergreifende Glend Schilderung über gewalttätige Zusammenstöße primitiver Konflikte zwischen Kapital und Arbeit oder genauer zwischen einzelnen besonders brutalen Unternehmern und wenig gereiften Arbeitern hinaus gekommen. Es fehlte der politische Nerv, die weltgeschichtliche Perspektive, das kraftvoll aufsteigende, Zukunftsreiche, das bei aller Bescheidenheit der äußeren Formen Größe und Gewalttätigkeit der sozialistischen Bewegung. Freilich bietet eine dramatische Vändigung der modernen Arbeiterbewegung so, wie sie wirklich ist, fast unlösliche Schwierigkeiten, und ich möchte glauben, daß für die Gestaltung dieser Probleme erst ein neuer besonderer dramatischer Stil geschaffen werden muß, der es vermag, aus all der kleinen, engen Räufel der Tageskämpfe die triumphierende Idee in leuchtend anschaulicher Lebendigkeit herauszuholen. Ich kenne nur einen Dichter, dem es gelungen ist, wenigstens in einer Person den Wirklichkeitsgeist der Arbeiterbewegung zu bannen. Das ist Gorki, der in seinem „Kleinbürger“-Drama in der Episodengestalt des Lokomotivführers die Sozialdemokratie symbolisch und realistisch zugleich verkörpert hat: ein russiger Keel, klar, stark, selbstsicher, mit festen Armen nach festen Zielen entschlossen lenkend, erfüllt von einer heiteren, hellen Unzufriedenheit, unbekümmert, daseinsfreudig, einfach, treu und tapfer, ein derber Vetteroberer in unscheinbarster Hülle.

Jetzt aber ist uns das ganze Heil aus Dresden gekommen, jetzt aber haben wir das soziale Zeitstück der wirklichen Gegenwart, ohne Phrasen und Sentimentalität, Björnson und Hauptmann überragend — der Verleger selber beschwört's ja.

Und ich las das Zeitstück „Streik“!

Jeder Dichter führt die willigen Seelen in eine verzauberte Welt. Aber der Verfasser des „Streiks“ macht von dem Recht der Verzauberung einen allzu ausschweifenden Gebrauch. Wenn Herr Bippchen aus Bernau einen naturgetreuen Bericht über die Revolution auf Haiti liefert, so wird man die kleinen Irrtümer dieses friedlichen Kriegsberichterstatters mit der weiten Entfernung und der schlechten Verbindung zwischen Bernau und Haiti leicht und gern entschuldigen. Unbegreiflich aber erscheint es, daß Anno 1902 in Deutschland ein Mann die deutsche Arbeiterbewegung dramatisiert mit einer Unkenntnis und einem Unverständnis der tatsächlichen Zustände, wie sie nicht einmal einem Dresdener Pensionsfräulein eigen, das sein Lebenslang nur die „Dresdener Nachrichten“ gelesen hat.

Der neue Dichter nämlich, dem es gelungen, Björnson und Hauptmann zu übertrumpfen, hat einfach die berühmte Denkschrift zur seligen Zuchthausvorlage in Scene gesetzt, jene Denkschrift, die dem weltfremden Gehirn eines unglückseligen Berliner Geheimrats entsprossen. Er ist der Poet des Centralverbandes deutscher Industrieller, der es versteht, unvergleichlich kindisch mit verblüffender Blüthenphantasie, Leitartikel der „Post“ oder der „Industriezeitung“ zu dramatisieren. Vermutlich hat ihn die Quetsche 12 000 Mark-Spende dichterisch inspiriert. Warum soll man nicht auch einmal die moralische Schaubühne zur Erziehung der irre geleiteten Massen benutzen? Krupp und Hindel von Domersmard werden solche Schriftstücke gewiß gern auf ihren Arbeitertheatern aufführen. Die patriotische Kunst beginnt in der That bedrückend zu blühen. In der Siegesallee ragen die Markgrafen, die aussehen als wären Watte, Berg und Rosshaare mit Wärmorgeln überzogen; und in Dresden wird ein soziales Drama veröffentlicht, das von höchster dichterischer Warte die alte Butt-lamersche Weisheit verkündet und verdeutlicht, daß hinter jedem Streik die Hydra der Revolution lauert.

In allen Industriestaaten der Erde finden jährlich unzählige Streiks statt. Lohnkämpfe sind allgemein anerkannte Formen der Wehr der Schwäche gegen die wirtschaftliche Uebermacht. Die Regierungen führen sorgsam Buch über die Streiks. In Frankreich hat man sogar den Versuch angeregt, den Streik nach neuseeländischem Muster von Staats wegen zu organisieren. Und da lebt nun in Deutschland ein dichterisches Gemüt, das plötzlich, vom Musesrausch ergriffen, die läche Entdeckung macht, daß so ein Streik das niedrigste Verbrechen sei, ein Frevel an der Menschheit und ihrem wertvollsten Bestandteil, den Fabrikanten, die Erfindung von Schürken und Lumpen, dessen Mittel Mord und Totschlag ist, dessen unvermeidliche Wirkung die Selbstvernichtung der Narren und Trottel, die sich verhegen ließen.

Diese gediegene Wahrheit wird von dem Dichter, der mit Shakespeare den häufigen Scenewechsel teilt — der Zwischenvorhang als Erlöser! —, mit äußerster Romantik und furchtbar ergreifendem Blödsinn ausgestaltet.

Es war einmal ein guter, edler, weichherziger Fabrikant Namens Thobel, der für seine Arbeiter sorgte und die Löhne, wenn ich nicht irre, zweimal monatlich zu erhöhen pflegte. Es wäre alles auch ganz gut gegangen, wenn es nicht diesen Saten, diesen Doktor der Philosophie Scheller gegeben hätte, einen wahren Saten mit einem rucklosen Spitzbart.

Bekanntlich werden Streiks nicht etwa in der ruhigen Beratung von gewerkschaftlich organisierten Arbeitern beschlossen. Nein, es muß allemal ein Doktor der Philosophie hergeholt werden, der im Namen und Auftrag der „Parteilassung“ die braven Leute beschwört und versteht. Bisweilen liest man in der Centralverbandspresse, daß die Arbeiter der Hand die Arbeiter des Geistes hassen, daß insbesondere die Akademiker mit großem Mißtrauen betrachtet werden. Unser Dichter weiß es anders: Alle Arbeiter liegen dem akademischen Schuft zu Füßen, und, wenn er wie ein Kreiin redet, jubelt die Masse. Man ist entzückt und stolz, daß sich der „feine Herr“ herabläßt, Arbeitern die Hand zu geben. So sind nun einmal die Sozialdemokraten!

Bald gewinnen wir einen tiefen Einblick in die Scheufälligkeit der Streikheger und Arbeiterführer. Der Dichter zeigt, wie die Sache zu gehen pflegt. Der Doktor kommt und hegt. Der Streik wird beschlossen. Nach gethanem Werk schleicht sich der Doktor mit der Tochter des den Streik leitenden Arbeiters nächstlicher Weile in ein einsames Wirtszimmer, trinkt erst Rotzohn, dann Champagner — Champagner ist bekanntlich das Getränk der sozialdemokratischen Agitatoren — und dann, nur dann — was soll so ein Sozialdemokrat und Doktor der Philosophie andres thun: er verführt das unschuldige, trunksüchtige unter niederträchtigen Vorpiegelungen. So sehen die Streikheger im Lichte der Wahrheit aus!

Nur einer hat den Doktor frühzeitig erkannt. Das ist die Mutter des verführten Mädchens. Diese vorzügliche Dame winselt vom Morgen bis zum Abend und die ganze Nacht über ihren Mann, die streikenden, faulen Arbeiter und die liederlichen Mädchen. Der Mann kommt allerdings besoffen, die Tochter gar nicht nach Hause. In allem Glend ist aber nicht etwa die mütterliche Winkelei schuld, sondern nur der Doktor Scheller! Die Kreuzbrave Frau ist offenbar die Herzensheldin des Autors, ihr Flemmen wird mit besonderer Liebe von dem Dichter ausgepinfelt. Wie vernünftig denkt sie über Streiks! Das ist nichts wie eine dumme und freche Auflehnung gegen die ebenen Unternehmer! Zucht und Ordnung geht darüber verloren, die Töchter werden verführt, Hunger und Glend entsteht, und schließlich wird so prächtigen Frauen wie der

befagten Mutter, die immer nur mit dem Gesangbuch angetroffen wird und entweder zur Kirche geht oder von ihr kommt, buchstäblich das Herz gebrochen; in der That, die Dame wird zu früh ihrem Jammer entrissen, sie stirbt an dem Streit. . . Das kommt davon! Auch sonst entwickelt der Streit seine naturnotwendigen Folgen. Ein Arbeiter erschlägt mit einer eisernen Stange den schneidigen Profuristen Thöbels. Denn das steht doch jeder ein, daß der Streit zu solchen Dingen führt. Der Arbeiter ist nämlich eifersüchtig wegen der von Dr. Scheller verführten Frieda. Er stellt das Mädchen am Fabrikthor und nun entwickelt sich folgende — gekürzt mitgeteilte — Scene, die zugleich zeigt, wie patriarchalisch die Umgangssprache im Reich Thöbels ist:

Frida (schreit):

Hilfe — Hilfe — laß mich los!

Peters (der eifersüchtige Arbeiter):

O schrei, was du willst — schrei! nur — ich will's auch ausschreien, du! (schüttelt sie wieder).

Frida (sucht sich loszureißen):

Hilfe! — Hilfe!

Müller (der Profurist) eilt herab:

Was ist das! — Wollt ihr loslassen, Peters, zum Donnerweiter!

Peters (Frida haltend, zu Müller):

Geh' zum Teufel!

Müller:

Himmel und Erde — da hört doch alles auf! 's wird immer schöner! Willst du dich anständig benehmen, was? Läßt du los — was, hier auf dem Hof — hier sind wir Herren — los, sag' ich, los!

Na, dann schlägt der Peters den Müller mit einer Eisenstange natürlich tot — übrigens nicht etwa wegen des Duzens, was vielmehr der Dichter im Verkehr mit Arbeitern für üblich und berechtigt hält.

Ich brauche nur noch wenig über das Weitere zu verraten. Jeder ahnt, daß der Streit verloren geht. Auch das ist selbstverständlich, daß der gute Thöbel schließlich den Doktor Scheller, den Satan, besticht, der rät nun den Führern, die Arbeit wieder aufzunehmen. Die Führer regen die Wiederaufnahme bei den Genossen an. Aber die Verheißten wollen nichts davon wissen. Die Arbeiter spalten sich in zwei Gruppen, die einen brüllen: Hoch der Streit! die andern: Hoch die Arbeit! Man greift zu den verhängnisvollen Eisenstangen. Anaks! Fridas Vater ist eine Leiche. Man stürmt die Fabrik. Scheller ist verdunstet. Der Vorhang fällt zum unwiderstehlichen letztenmal. Kurz alles unmittelbar aus dem Leben der Gegenwart geschnitten!

So ist das Unternehmen geraten, die Wölfsen und Hauptmann im Geiste der Scharfmacher zu belehren, wie sie die Arbeiterbewegung richtig paden müßten. Indessen so unfähig läppisch diese dramatische Belehrung ist und obwohl der Verfasser Figuren zusammenpappt, als ob er niemals einen lebendigen Arbeiter gesehen hätte, in einem Betracht ist das Machwerk nicht ganz uninteressant. Es vertritt nämlich in aller Ansehung, welche Ansprüche unsre Bourgeoisie an die Unternehmer stellt. Dieser Thöbel soll nämlich eine Art sozialistisches Ideal darstellen. Er soll als tüchtig, anständig, wohlwollend, gerecht gelten, schon mit einer Neigung zu unangebrachter Humanitätsdünselfei. Und dieser Thöbel beantwortet die Forderung der Arbeiter, daß sie von den Angestellten eine anständige Behandlung wünschen, wie folgt: „Das sind meine Sachen. Darüber habe ich allein zu entscheiden. Die Herren Arbeiter sind allerdings recht empfindlich geworden in den jüngsten Zeiten!“ Und auf die Streit-Drohung antwortet derselbe Thöbel: „Diese Gesellschaft! Und wir sollen uns einfach fügen — wir, von denen sie leben! Ha!“ Das sind die einzigen Stellen, wo eine gewisse echte Empfindung hervorbricht.

Wer aber ist der Verfasser? Auf dem Titelblatt nennt er sich Fritz Sommerlad. Wer steckt dahinter? Ist's Fischer, der Korbmacher oder Lorenzen, der Werftarbeiter? Hat's ein „Post“-Redakteur gedichtet oder gar Max Lorenz? Sie alle haben zwar eine ziemlich entwickelte Phantasie in Hinsicht der Arbeiterbewegung bewiesen, ihre besonderen Eigentümlichkeiten verraten sich aber nicht in dem Streit-Stück. So tappte ich über die Persönlichkeit des Urhebers lange im Dunkeln, nur dessen gewiß: irgend wo in der Umgegend des Centralverbandes mußte er stehen. Am Freitag endlich kam mir die Offenbarung. Als ich das Hundertrosen-Poem des Herrn Dr. Deumer aus der Volkskommission las, ging es mir auf: der ist es und niemand anders; das ist sein Geist, sein Stil, sein Wille und Verstand. —

Joe.

## Kleines Feuilleton.

ng. Die Weichherzigen. Sie sahen einträglich in Griebners Weibchierstube beisammen: die kleinen Handwerksmeister, welche an jedem Sonnabend hier heraus in den Vorort kamen, um den Sonntag auf eigenem Grund und Boden zuzubringen. Sie nannten sich mit Stolz „Eigentümer“ und sie waren's auch: im Laufe der Jahre hatte der kleine Betrieb, der in der nahen Großstadt mit einigen Gesellen und Lehrlingen durchgeführt wurde, immerhin ein paar Tausende

abgeworfen, so daß es ihnen möglich gewesen war, einige Quadratrunder Land zu erwerben. Das wurde säuberlich bebaut und gepflegt und — zu gelegentlicher Unterkunft — mit einer Bretterlaube versehen. Die Phantasievolleren malten in schön verzierten Buchstaben auch wohl „Landhaus Lehmann“ oder „Villa Auguste“ an die Stirnseite der Bude.

Einige auch hatten sich bereits ein kleines Häuschen gebaut und sich dauernd hier niedergelassen, um mit bescheidener Rente den Rest ihrer Tage in Ruhe zu verbringen. Und die übrigen strebten nach diesem idealen Zustand.

So war denn hier die eigentliche Heimat, an der die Sorge der Gegenwart und die Hoffnung der Zukunft hing. Was hier vorging — mochte nun ein neues Straßenprojekt in Sicht, ein Hund toll geworden oder eine Ziege ernstlich erkrankt sein —, war des ungeteilten Interesses sicher und bildete den Gesprächsstoff an Griebners Stammtisch.

Kein Wunder deshalb, daß heute eine lebhaftere Erregung in diesem Kreise herrschte und der unausbleibliche Stau seinen Anfang noch nicht genommen hatte. In der Nacht vorher nämlich war, wie Frau Griebner mit Thränen in den Augen erzählte, ihre alte Katze vergiftet worden. Heute morgen lag „Mizi“ mit starren, krampfverzerrten Gliedmaßen am Zahn und rührte sich trotz aller Lieblösungen und Schmeichelworte nicht mehr. Frau Griebner war fest überzeugt, daß hier ein tödliches Verbrechen, ein Mordakt oder dergleichen vorliege.

Die Gesellschaft war geteilter Meinung.

Einige hielten es in Erinnerung an die wiederholt dokumentierte Freigier der „Mizi“ nicht für ausgeschlossen, daß dieselbe einem fälsch angewandten Appetit in nächstlicher Stunde zum Opfer gefallen sei, eine Ansicht, welche die entrüstete Gastwirtsfrau zu einer Ehrenrettung veranlaßte und ihren Thränenstrom bedeutend verstärkte.

Andere stimmten dem Nordberedete zu. Insbesondere Meister Pflod ließ seinem Pessimismus die Zügel schießen.

Meister Pflod gehörte zu jenen, welche das Ideal des Ruhestandes bereits erreicht hatten. Zwar beschäftigte er in einem kleinen Nebengebäude seiner „Villa“ noch einige Personen mit der Herstellung eines leicht anzufertigenden Exportartikels, aber das geschah nur zu seinem Vergnügen, wie er sagte. Im übrigen fabrizierte er fernege Ausprüche, die sich weniger durch Treffsichtigkeit als vielmehr durch wohlthuende Kürze auszeichneten. So beispielsweise dieser:

„Gute Luft ist gut; nötig ist se nich.“ Das bezog sich auf die Frage der Arbeiterwohnungen, die gelegentlich vorübergehend berührt wurde. Wobei noch erwähnt sei, daß es für Herrn Pflod Arbeiterfragen überhaupt nicht gab. Er fertigte „den ganzen Jimmi“ mit der klassischen Sentenz ab: „Reichlich sein, solid sein — und jeder bring's zu was!“

Meister Pflod also gab seine Meinung in der vorliegenden Frage dahin ab: „Kenne die Menschen. Gallunken sind's. 'ne Katze frisst kein Gift. Oder hat se vielleicht vorher schon 'mal Gift gefressen?“

Frau Griebner verneinte seufzend.

„Na also! Hat einer über de Erde gebracht. Haben ja kein Herz mehr, die Menschen. Quäl'n drauf los. Denken, so'n Vieh hat kein Gefühl. Pui Deibel!“ Er nahm einen tüchtigen Schluck aus dem großen Weißbierglase und lehnte sich selbstgefällig zurück.

Die Dämmerung verdunkelte schon das Zimmer. Man diskutirte den Fall so eifrig weiter, daß Frau Griebner vergaß, Licht anzuzünden.

Ein Arbeiter trat herein und fragte nach Herrn Pflod. Es war ein merkwürdiger Ton in der Stimme.

Pflod sprang auf. Die Frage klang so unheilvoll.

„Es is wejen Krause,“ sagte der Hereingekommene.

„Wat jekt mir Krause an!“ rief Pflod. „Der Kerl ha't vor acht Dagen 'raus jelencht'. Der olle Mann verdiente ja nich mehr 't Salz uff's Brot. Hoch in de Fuffziger und zu nicht jebracht! Doch so ener!“ Er wurde erregt.

„Hat Pech jehabt. Vankrott jemacht,“ sagte ein anderer.

„Kaja!“ schrie Pflod gereizt, „sechs Jahr ha't'n durcjsejittert. Aber wenn ener nich mehr kann. . .! Ja hab' doch teene Juvalibensverjorjungsanstalt!“

„Ja wollte man bloß sagen. . .“ Der Arbeiter würgte an den Worten und streifte mit der Hand bedeutsam den Hals — „eben ha'n wa'n abjeschnitten.“

„Wat?“ Sechs Stimmen riefen's auf einmal.

„Ja. Drüben an'n Waldweg hing er. 'n Sechser hat er noch bei sich jehabt.“

Es wurde ganz still im Lokal. Ein kaltes Grausen schlich über die Gesichter.

„Ins Spriggenhaus haben wir'n hinjesejt.“ Der Arbeiter sagte es mit dumpfer, halb schluchzender Stimme und ging.

Jugend einer schneuzte sich.

„Nedenfalls im Suff,“ sagte endlich Pflod mit grosser Stimme.

„Das war ja ooch der Hauptgrund, weswegen ich'n. . . weswegen ich'n — er lam uns Stottern — entlassen mußte.“ Und als niemand ein Wort fand, schrie er: „Na, kann mir denn das jemand verbenken?“

Eine Weile blieb es still. Dann sagte einer aus der Runde:

„Aee. Die Leute haben selbst schuld.“

Frau Griebner, stecken se doch Licht an,“ forderte ein anderer mit etwas bebender Stimme.

Die Wirtin that es: „Ja wer Mizi'n im Garten bejraben. 'n richtiges Trab mit Blumen.“

Plod starrte finster vor sich nieder. Dann streifte sein forschender Blick die erbesten Gesichter der übrigen. „Wenn man 's recht nimmt ... recht nimmt“ ... er stotterte wieder und hüstelte. „Arause ist eijentlich so am besten dran.“

„Sicher.“ „Jewiß.“ „Er is jut dran.“

Ein bestellte eine Lage Cognac und fragte: „Haben Se denn 'n Verdacht, Frau Griehner ... wejen Mizj?“

Frau Griehner verneinte. Diese Frage habe sie schon den ganzen Tag vergeblich im Gehirn herumgewälzt.

Die Unterhaltung über Mizis Schicksal kam allmählich wieder in Fluß. Man trauft reichlicher als sonst.

Besonders Plod schüttete ein Glas Cognac nach dem andern hinunter. Endlich schlug er auf den Tisch und schrie: „Ru woll'n wa aber endlich unsern Slat anfangen!“ —

### Völkerkunde.

— **Aussterbende Dörfer in Rußland.** Der „Globe“ (Wramschwig, Friedr. Vieveg u. Sohn) schreibt: Neuerdings ertönen in der Presse zahlreiche Stimmen, welche auf die schauerhaften Zustände hinweisen, die auf dem flachen Lande unter der russischen Bevölkerung herrschen. Indessen dabei werden meistens die politischen und kulturellen Zustände in den Vordergrund gestellt; wir wollen hier, nach einem Berichte des St. Petersburger „Herold“ auf die zunehmende Sterblichkeitsziffer hinweisen, die in vielen russischen Dörfern herrscht und dem die amtlichen Mitteilungen des Dr. Schingarew, Landchafis-Arzt im Gouvernement Woronesch, zu Grunde liegen und die sich auf die beiden Dörfer Rowo - Bivostinnaja und Machowatowka beziehen. In ethnographischer Hinsicht sind die Bewohner dieser Dörfer Großrussen, welche die Sitten, Gewohnheiten und Gebräuche ihrer Vorfäter aus dem 15. und 16. Jahrhundert bis auf den heutigen Tag bewahrt haben. Sie huldigen noch dem Feuerkultus, glauben an gute und böse Geister, an Hexen mit Schwänzen und dergleichen mehr. Auch eine Schule giebt es, die seit zwanzig Jahren besteht, allein die Zahl der männlichen Analphabeten erreicht in dem ersten Dorf 67 und im zweiten 84 Prozent, während bei der weiblichen Bevölkerung dieser Prozentsatz 98 1/2 beträgt. Diese 1100 Seelen leben in der flachen Steppe ohne Baum, Strauch oder Garten in Stein- oder Holzhütten mit Lehmwänden und riesigen russischen Oefen, welche 15 bis 20 Proz. des Rauminhaltes der Hütten einnehmen. Im Winter werden auch alle Haustiere in die Hütte genommen und Milche, Schweine, Schafe und Geflügel teilen den Raum, in dem Menschen schlafen. Demgemäß besaßen von 158 Hütten nur zwei Hütten Betten; in den übrigen wurde entweder auf dem Ofen, der Lehnanla, oder auf Stroh mit dem Vieh zusammen geschlafen. Dieser Gebrauch hat auch die Gewohnheit gezeitigt, daß die Bewohner dieser Hütten, ganz wie das Vieh, irgend welche Bedürfnisse nicht außerhalb, sondern in der Hütte verrichten, so daß den Winter über eine erstickende Atmosphäre in den Bauerwohnungen herrscht. Eine Reinigung der Hütten wird zwei- bis dreimal im Jahre vorgenommen; die Wäuer waschen sich ohne Seife und benutzen solche nur für das Waschen der Wäsche. Unter diesen Umständen kann es nicht wundernehmen, daß die Hütten von Ungeziefer geradezu wimmeln. Die Hauptnahrung dieser Bauern bildet Roggenbrot, Kartoffeln und Weizengrüße; Fleisch, Milch, Kohl und Gemüse wird nur in sehr geringen Mengen verzehrt; dadurch läßt sich ein Fettmangel bis zu 57 Prozent unter der Norm feststellen. Wir stehen hier also einer hygienemäßigen Entziehung aller fettbildenden Nahrung gegenüber. Dementsprechend liegt auch die Sterblichkeitsziffer dieser Dörfer. Wenn die Sterblichkeit im ganzen europäischen Rußland auf 34,8 pro Mille angegeben wird, so erreicht sie in diesen Dörfern 60 und bei den Kindern sogar 690 vom Tausend. Auf diese Weise ist der Zuwachs der Bevölkerung in dem ersten Dorf auf 9 und im zweiten auf 8 Proz. gesunken und zunehmend in Abnahme begriffen, so daß der Zeitpunkt nicht mehr fern ist, wo der Augenblick des Aussterbens beginnt. Allerdings ist hier nur von zwei Dörfern die Rede, wenn wir aber die Berichte der Landchafisärzte aufmerksam durchblättern, so dürften sich einige Hundert solcher aussterbenden Dörfer finden. —

### Astronomisches.

cc. Mondfinsternisse in 100 000 000 Meilen Entfernung. Mondfinsternisse sind im allgemeinen ziemlich seltene Erscheinungen; man kann sie aber recht häufig betrachten, wenn man auf den Begleiter unserer Erde verzichtet, und mit einem Fernrohr zu dem glänzenden Jupiter aufblickt, dem größten unter den Planeten, der gegenwärtig allnächtlich am Himmel strahlt. Schon Galilei, der zuerst das Fernrohr auf ihn richtete, bemerkte seine vier Monde, die ihn umkreisen; seitdem ist noch ein fünfter hinzugekommen, der aber nur mit den riesigsten Instrumenten erblickt werden kann. Zur Beobachtung der ersten vier dagegen genügt schon ein kleines Fernrohr, wie es Galilei hatte. Die ersten drei dieser Monde werden ziemlich häufig von Schatten ihres Planeten bedeckt, nicht weniger als zehn solcher Verfinsterungen sind im Monat August bei uns in Deutschland wahrzunehmen. Fünf davon betreffen den ersten Mond, drei den zweiten und zwei den dritten Mond. Die Finsternisse des ersten Mondes fallen auf den 5., 12., 19., 21., 28. August, und zwar ist das Ende derselben, der Austritt aus dem Schatten, der Reihe nach wahrzunehmen, um

10 Uhr 29 Minuten, um 12 Uhr 24 Minuten, um 2 Uhr 18 Minuten, um 8 Uhr 47 Minuten und um 10 Uhr 24 Minuten. Der zweite Mond wird am 8., 15., 22. August verfinstert sein; er tritt um 9 Uhr 11 Minuten, um 11 Uhr 46 Minuten und um 2 Uhr 22 Minuten wieder in die Strahlen der Sonne; der dritte Mond endlich hat am 5. August um 9 Uhr 50 Min. das Ende einer Finsternis erreicht und wird dieses Ereignis noch einmal am 12. August um 1 Uhr 50 Min. erleben. Liebhaber der Astronomie werden sich die Gelegenheit nicht entgehen lassen, selbst zu beobachten und wenn der Anblick der Finsternisse auch nicht überwältigend ist, so regt er doch eine Fülle von Gedanken an. So war es die Beobachtung dieser sich regelmäßig wiederholenden unscheinbaren Vorgänge, die vor 227 Jahren den dänischen Astronomen Olaf Römer zu der Entdeckung führten, daß das Licht mit einer Geschwindigkeit von 42 000 Meilen für jede Sekunde sich im Raume ausbreitet. —

### Humoristisches.

— **Angenehmer Urlaub.** „Was machen Sie denn für ein Gesicht — fehlt Ihnen was?“

„J, bewahre, aber jetzt während des Urlaubs finde ich erst Zeit, mich über all' die Nasen zu ärgern, die ich im Laufe des Jahres von meinen Vorgesetzten bekommen habe!“ —

— **Ein Musterreisender.** „Ach, seh'n Sie nur 'mal diese herrliche Gebirgskette; eben jetzt —“

„Bedau're, ich reise für Butterpflaum u. Comp. und nicht für mein Vergnügen!“ —

— **Mittel gegen Zahnschmerzen.** Ein Gutsbesitzer in der Nähe von Landeshut (Schlesien) bekam, so berichtet die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“, in einer der letzten Nächte so heftige Zahnschmerzen, daß er keinen Schlaf finden konnte. Infolge seines Jammern wachte auch seine Frau auf und riet ihm, die Waden mit dem auf dem Fensterbrett stehenden Franzbranntwein einzureiben. Gesagt, geschehen, die Schmerzen hörten auf und der Mann schlief bald ein, nachdem er sich gründlich eingerieben hatte. Als aber die Gattin am andern Morgen nach dem Erwachen einen Blick auf das Lager ihres Ehemann geworfen hatte, erhob sie ein fürchtbares Angstgeschrei, denn an Stelle des Teuren lag und schlief in dem Bette ein lebhafter Neger. Von dem Geschrei erwachte auch dieser bald und fragte unwirsch in gutem schlesischen Deutsch, was denn eigentlich los wäre. Aus Rede und Gegenrede ergab sich dann endlich, daß der Mann in der Nacht statt der Flasche mit Franzbranntwein die — Zintenfische ergriffen hatte. Der Mann und auch die Waden sahen schlimm aus. Die Tinte war „echt“, und sehr schlecht ist sie abgegangen. —

### Notizen.

— **Paul Lindau** teilt der Presse mit, daß er vom 1. Juli 1904 ab die Leitung des Deutschen Theaters übernehmen werde. —

— **In Wien** ist Moriz Szeps, der Gründer und ehemalige Generalgewaltige des „Neuen Wiener Tageblattes“, des größten österreichischen Annoncenblattes, gestorben. Als er sich mit dem Aufsichtsrat seines Unternehmens überworfen hatte, ging er hin und gründete als Konkurrenz-Unternehmen das „Wiener Tageblatt“, kam aber auf keinen grünen Zweig mehr und war seit einigen Jahren so gut wie verfallen. Viel Gutes wird ihm nicht nachgesagt werden, nicht einmal von denen, die sich an seinem gastreichen Tisch vollzuschlagen pflegten. —

— **„Heiterethei“**, das vieraktige Lustspiel von Heinrich Welter, das nach der gleichnamigen Erzählung von Otto Ludwig verfaßt ist, geht Ende dieses Monats im Schauspielhause in Scene. —

— **Das Metropol-Theater** eröffnet am 23. August seine Winterfaison mit der Ausstattungsposse „Berlin bleibt Berlin.“ —

— **Björnsöns Drama „Der König“** wird am 8. Dezember d. J. die erste deutsche Aufführung am Leipziger Stadt-Theater erleben. —

— **„Der gute Tag“** von Anna Schwabe, ein bei der Dramenkonkurrenz von „Vöhrne und Welt“ preisgekröntes Stück, fiel bei der Erstaufführung im Leipziger Stadt-Theater glatt durch. —

— **„Das Echo“** und **„Schiffbruch“**, zwei Stücke von Trinius, sind von der Meiningener Hofbühne zur Aufführung angenommen worden. —

— **Die Begründung eines Lehrstuhles für Musik** an der Londoner Universität hat der Verwaltungsrat des Trinity College 100 000 M. ausgesetzt. —

— **Der seoben wieder von einer hydrographischen Expedition heimgekehrte norwegische Forschungsdampfer „Michael Sars“** machte während der Fahrt nach den Faröer einen Fund von großem wissenschaftlichen Interesse. Man stieß auf einen toten Riesentintenfisch, der zwischen den Schellandsinseln und den Faröer trieb. Seine Länge beträgt fünf Meter, wovon über vier Meter auf den längsten Arm und 75 Centimeter auf den Körper kommen. —